

4. Sonntag vor der Passionszeit

Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus.
Amen.

Wir haben es gerade in der Lesung gehört: Heute wird uns die Erzählung einer Sturmstillung als Predigttext vorgeschlagen. Eine Wundererzählung. Also lassen Sie uns wundern: Z.B. darüber, dass es in unserer Erzählung von Stille und Sturm gleich drei verschiedene Formen der Stille gibt. Ist Ihnen das aufgefallen?

Zu Beginn ist es die Suche nach einem stillen Ort. Jesus zieht sich des Öfteren in die Berge oder auf den See zurück, wenn er Stille braucht, um Ruhe zu finden. Die Menschenmengen scheinen ihm zuzusetzen. Er braucht Abstand, um Kraft zu schöpfen von seinem Alltag. Und so wird der Weg ans andere Ufer von Jesus genutzt: Er setzt sich in eines der Boote und schläft ein. Ich stelle ihn mir erschöpft vor. Und weil die Fischer unter seinen Jüngern wahrscheinlich ohnehin besser als der Zimmermann mit dem Boot umgehen können, braucht es ihn in den kommenden Stunden nicht. Also kann er schlafen, ruhen, bevor er den Menschen am anderen Ufer am Morgen neu begegnen wird. Die erste Stille ist also eine erschöpfte Stille.

Die zweite Stille ist jene, in der die Jünger sich allein und auch alleingelassen fühlen. Gottesferne. Könnte man diese Stille nennen. Mir scheint sie als ein gutes Sinnbild unserer Gegenwart.

Solange es gut geht, schippern wir fröhlich vor uns hin. Gelassen, Wind und Himmel genießend. Vielleicht sogar übermütig die Wellen kreuzend. Aber wehe, wenn der Sturm uns erreicht.... Dann kommt die Furcht, vielleicht sogar die nackte Angst. Gefühle von Machtlosigkeit und Weltuntergangsstimmung. Blicke ich auf die Geschichte der Menschheit zurück, dann hatte jede Zeit ihre eigene Plage. Unsere Plagen scheinen mir die der rasanten Veränderung und oft auch die der Vielzahl der Möglichkeiten.

Wie also im Zustand der Gottesferne dem Sturm begegnen? Ein Versuch, der Veränderung etwas entgegenzusetzen, scheint mir der neu erwachende Nationalismus. Es ist die sehnsüchtige, aber irrealer Hoffnung, man könnte in eine Zeit zurückkehren, die es so ohnehin so nie gegeben hat. Es ist ein wildes, furchtsames und nutzloses Aufbegehren. Spitz formuliert denke ich, dass wir unseren alten Steinzeitmenschen wieder auspacken, dem es darum geht, dass am Ende er den Gegner niederschlagen und so den Kampf um Ressourcen gewinnen wird.

Es ist gerade so, als ob wir die Lehren aus den Schrecken und auch der Schuld des 20. Jahrhunderts zwar weiter mit den Lippen bekennen, vorsichtshalber aber lieber doch wieder die alte Keule abstauben und betriebsbereit machen. Nur mal so zur Sicherheit. So fällt mir in der letzten Zeit auf, dass wir derzeit ganz schön viel über den Zustand unseres militärischen Materials diskutieren. Es kann sein, dass es nur daran liegt, dass die Zeit tatsächlich für längst notwendige Neuanschaffungen reif ist. Aber manchmal habe ich den zynischen Verdacht, dass es unsere durch Schuldfragen verschämt heimliche Weise ist, um in der Gegenwart militärisch auch mitzurüsten.

Die Furcht unserer Zeit ist eine heimliche Furcht, die sich hinter lautem „so geht’s“-Geplapper und hinter der behaupteten Selbstsicherheit, der Mensch sei der Herr seiner selbst, versteckt. Und doch empfinden Menschen ein vages Unruhegefühl, das sich in Umfragen in der negativen Antwort auf die Frage ausdrückt, ob man denn glaube, dass die Zukunft Besseres oder Schlechteres bringen werde. Oder auch darin, dass vielen neu bewusst wird, dass Leben wahrscheinlich doch mehr als Wohlstand und Anerkennung, Wachstum, Erfolg und Leistung ist. So lautet der Schlusssatz eines Artikels aus einem alten GEO Wissen Heft, das ich kürzlich beim Aufräumen wiedergefunden habe. Das Heft steht unter der Überschrift: „Zeit für die Seele“. Der Untertitel: „Wie wir unser Leben entschleunigen – und erkennen, was wirklich wichtig ist.“

Vorgeschlagen werden dann – wenig überraschend – die traditionellen Wege der Lebenszufriedenheit: Zurück zum Handwerk. Zurück zur Natur. Zurück zur Gemeinschaft, die einander erzählt und Zeit miteinander teilt. Und zwar ganz analog. Zurück zur Lebensdeutung. Und zurück zu – und nun gerate ich ins Stottern, richtig wäre nämlich zu sagen „zurück zur Spiritualität“, aber das wollen die Autoren des Heftes nicht. Der eben benannte Artikel steht stattdessen unter der Überschrift: „endlich ruhe. wie ich lernte die gegenwart zu spüren“. Autor ist der Redakteur Bertram Weiß. Er versuchte als Gegenmittel zu seinem hektischen Leben ein achtwöchiges Trainingsprogramm namens MBSR, „mindfulness-based stress reduction“, also „achtsamkeitsbasierte Stressreduktion“. Ein Trend, der an mir als zufriedener Christin völlig vorbeigegangen ist - und der meines Erachtens unter neuem Namen alte Wege der Spiritualität anbietet. Aber, so der Autor: „Die Verfechter von Achtsamkeitstechniken sehen in der MBSR keine esoterische Geheimlehre, sondern ein wissenschaftlich fundiertes Verfahren. In Hunderten Studien haben Forscher untersucht, ob MBSR auf die Gesundheit einwirkt. Und sie fanden Erstaunliches: Es verbessert tatsächlich das Wohlbefinden bei Erkrankungen wie chronischem Schmerz oder Krebs, lindert psychische Beschwerden wie Ängste, Depressionen und Erschöpfung.“ Ich frage mich manchmal, woher unsere Furcht kommt, diese spirituelle Kraft einfach Gott zu nennen. Aber gut, wahrscheinlich ist das nur mein auch neidisches Genervtsein, wir mir als Christin ja oft das Hängen an veralteten Traditionen nachgesagt wird und wirklich viele Menschen gleichzeitig ihren Frieden genau dort finden, wo ich ihn auch finde: in der ruhigen Konzentration auf das, was über mich selbst hinausgeht. Sie glauben, es sei nicht mehr als eine Körperübung. Ich meine, es ist eine Körperübung, die uns in Kontakt zum Ewigen bringt – und die deshalb stärkt.

Und doch finde ich es wirklich ärgerlich, dass dem Raum einer Arztpraxis, in dem das Ganze stattfindet, mehr Autorität zugesprochen wird, als unseren traditionellen Orten der Spiritualität. Unser Dom ist dafür nämlich ganz wunderbar. Und jede andere Kirche auch. Aber vielleicht sollte ich lieber meinen Frieden mit Bewegungen wie der MBSR schließen und akzeptieren, dass viele Boote auf dem See unterwegs sind, Jesus aber nur in einem der Boote sitzt. ... Aber ja, trotzdem wünsche ich mir, wenn ich ehrlich bin, natürlich, dass mehr Menschen die Macht des Gebets und der Meditation in der christlichen Tradition wieder neu für sich entdecken, weil ich glaube, dass wir im Christentum einen Gedanken mehr haben als die anderen, nämlich den, dass Selbsterlösung am Ende nicht funktioniert. Die wahren Stürme können letztlich nicht wir, sondern doch nur Gott allein stillen. Und damit sind wir bei der dritten Form der Stille aus der Erzählung:

Das ist die Stille, die sich endlich Ruhe nennen darf. Die Jünger, in deren Boot Jesus sitzt, wecken ihn voller Furcht. Sie haben für sich erkannt, dass sie aus eigener Kraft dem Sturm

nichts entgegen zu setzen haben. Es braucht das Gotteswort, um den Sturm zu stillen. Jesus tut, worum er gebeten wird und gebietet dem Sturm Einhalt. Und doch endet die Erzählung noch einmal mit dem Wort, dass die Jünger sich sehr fürchten: Es ist nicht mehr die Furcht vor dem, was sie aktuell angeht, sondern es ist die Furcht der Gotteserkenntnis. Denn wo Gott auf Erden begegnet, da findet sich mehr als der liebe, treudoofe, nette Typ in Jesuslatschen, zu dem wir Gott in unseren Predigten der achtziger und neunziger Jahre gemacht haben; da findet sich mehr als der Symbolgott des Ankers, des Herzens, des Schlüssels und was ich noch so in den Predigthilfen meiner Vikariatszeit vorgeschlagen bekommen habe; da, wo Gott begegnet, ist Macht. Echte, große, lebensverändernde, treibende Macht. Eine Macht, der sich nicht entziehen lässt, die in die Ehrfurcht zwingt, weil mensch erkennt, dass allein diese Macht die Stürme stillen und Ruhe und Frieden schaffen kann.

Dieser Friede Gottes aber, der höher ist als all unsere menschliche Vernunft, er bewahre unsere Herzen und Sinne in Jesus Christus. Amen.